

hend erörtert: Das Buch als literarisches Kunstwerk; Der Sitz des Rutbuches im Rechts- und Sozialleben Alt-Israels. Bei der Untersuchung der literarischen Form des Rutbuches wird die didaktische Absicht des Buches hervorgehoben: es will Lebensrealität weisheitlich und theologisch deuten und beispielhaft konkrete Anweisungen geben, wie denn nach Gottes Weisung gelebt werden könne. Von seiner Gattung her ist das Buch exegetische, schriftauslegende Literatur mit sowohl didaktischen als auch homiletischen Absichten. Mit der Tradition argumentierend und aus der Mischehendiskussion heraus will es erzählerisch zur rechten Auslegung der Gottesweisung anleiten. Dabei achtet es sehr genau darauf, daß Frauen nicht nur zu ihrem Recht kommen. Auch ihre Lebenskonzepte sollten gegen die vorherrschende patriarchale Ordnung verwirklicht werden können, ohne jedoch die soziale Einbindung zu verlieren. Als Entstehungszeit nimmt Fischer an, daß das Buch mit jenen Kreisen im Gespräch ist, die das Nehemiabuch verfaßt haben, also frühestens in der 2. Hälfte des 5. Jh. Bei der Frage nach der Rezeption des Buches geht Fischer auf die Schriften aus Qumran und auf weitere frühjüdische und rabbinische Schriften ein. Erörtert werden auch sein Platz in der Kanonfolge und seine Bedeutung für das theologische Verständnis des Rutbuches. Die Spuren der Rezeption werden anschließend weiter verfolgt in der Septuaginta-Übersetzung, in der christlichen Bibel und bei den Kirchenvätern. Die Einleitung schließt mit einer Untersuchung der Rut-Erzählung in Kunst und Literatur. Hinweise auf eine zeitgenössische, kontextuelle Lektüre des Buches werden dabei angeboten. In einem Nachwort setzt sich die Verf. mit Fragen von heute auseinander: Frauenbeziehungen, Zusammenleben der Generationen, Armut, Flüchtlinge, Fremdenfeindlichkeit, u. a. m. Der Kommentar schließt mit einer eigenen Übersetzung des Textes und einem Register der Bibelstellen.

Dirk Kinet, Augsburg

Daniel Hoffmann, „**Im neuen Einband Gott gereicht**“. Liturgische Poesie in der deutsch-jüdischen Literatur des 20. Jahrhunderts. Jüdische Verlagsanstalt, Berlin 2002. 237 Seiten.

„*Neu wird gekleidet vom Judenvolke von Jahrhundert zu Jahrhundert Palästina, das liebliche Land: im neuen Einband Gott gereicht.*“ Diesen Worten Else Lasker-Schülers entnimmt Daniel Hoffmann den Titel dieser Studie, die sich mit verschiedenen Aspekten von jüdischem Sein in moder-

ner deutscher Literatur befaßt. Der „Einband“, in welchem Else Lasker-Schüler Gott sein Land zurückgibt, ist die Prosaschrift *Das Hebräerland*. Und wie sie haben Generationen jüdischer Autoren ihr Jüdischsein in ihren Werken zum Ausdruck gebracht, gerade auch Autoren, die als assimiliert und säkular eingestuft werden wie Joseph Roth, Franz Werfel, Theodor Lessing, Alfred Döblin oder Karl Wolfskehl. Eben diese beleuchtet Daniel Hoffmann auf ihre „jüdische Soziosemiotik“ (Gershon Shaked) hin, wobei immer wieder erstaunt, wie tief das Jüdischsein selbst religionsferner Autoren ihr Schaffen durchdringt. Alle der behandelten deutsch-jüdischen Autoren ringen zugleich um Nähe und Abstand zu ihrem Judentum, auf das sie durch die nationalsozialistische Verfolgung zwangsläufig geworfen worden waren, und beinahe alle erheben trotz oder vielleicht gerade wegen ihrer Distanz das Judentum zu einem singulären Ideal. Doch es gibt auch Ausnahmen wie beispielsweise Alfred Döblin, der seine jüdische Existenz aufs Bitterste beklagt: „Dort, wo ich bin, gehöre ich nicht hin. Das, wohin ich gehöre, liebe ich nicht [...].“

Als zentrales Raster der Untersuchung dient namentlich die jüdische Liturgie, in zweiter Linie erst die Hebräische Bibel und die rabbinischen Schriften. Herausragendes Merkmal der jüdischen Traditionsliteratur war stets das Schriftzitat. In allen Verästelungen jüdischer Literatur finden sich bis heute liturgische Topoi, Spuren des Brauchtums und alttestamentliche Archetypen. Selbst in der säkularen jüdischen Literatur wirkt ein traditionell talmudisches Stratum weiter. Geradezu Sinnbild dieses Phänomens ist Stefan Zweigs Figur des *Buchmendel* aus der gleichnamigen Erzählung. *Buchmendel*, der ursprünglich Rabbiner werden wollte, kehrt der Religion angesichts der „tausendfältigen Vielgötterei der Bücher“ den Rücken, doch sein Verhältnis zum geschriebenen Wort bleibt dennoch ein eminent jüdisches: „[...] er las seine Kataloge und Bücher, so wie man ihn das Lesen in der Talmudschule gelehrt, leise singend und sich schwingend, eine schwarze schaukelnde Weise. [...] Denn er las, wie andere beteten.“

Man mag postulieren, daß die moderne jüdische Literatur Gedichte statt Gebete hervorbringt, Romane an die Stelle von Midraschim setzt. Doch Daniel Hoffmann zeigt, daß gerade auch das Umgekehrte gilt. Religiöses wächst aus Profanem, so etwa, wenn „*das Lied des Menuchim*“ (an sich ein durchaus weltlicher Schlager) aus Joseph Roths Roman *Hiob* in überzeugender Weise als zeitgenössischer Psalm interpretiert wird, oder wenn Else Lasker-Schüler über den Zustand des Dichters in Anlehnung an kabbalistisches, genauer Lurianisches Gedankengut sagt: „Diesen Zustand nennt man

„Inspiration‘: Platzmachen für Gott!“ Die These der vorliegenden Untersuchung klingt wie ein Widerhall auf die Anschauung Margarete Susmans: „In allem modernen jüdischen Denken und Dichten – so gottfremd, ja atheistisch es sich geben mag – findet man zuletzt Ihn, den Einen als den geheimen, tiefverborgenen Schlüssel wieder.“ Diesen Sachverhalt aufzudecken, den speziellen und dennoch zentralen Aspekt jüdischer Präsenz in der deutschen Literatur zu erklären, ist wohl niemand geeigneter als der ausgewiesene Wissenschaftler Daniel Hoffmann, der mit dem germanistischen Handwerk ebenso vertraut ist wie mit der jüdischen Liturgie.

Gabrielle Oberhänsli-Widmer, Freiburg/Br.

Konrad Löw, **Die Schuld**. Christen und Juden im Urteil der Nationalsozialisten und der Gegenwart. Resch Verlag, Gräfelfing ²2003. 355 Seiten.

Was macht man mit einem Buch, das man kaum in die Hand nehmen, geschweige denn lesen würde? Wäre der Autor nicht ein renommierter Professor für Politikwissenschaft und gäbe es da nicht die Auseinandersetzung um die Rede des vormals CDU-Bundestagsabgeordneten Martin Hohmann. Jene Teile der Rede Hohmanns, in denen vom jüdischen Weltbolschewismus die Rede ist und die primär im Kreuzfeuer von Kritik und Unverständnis standen, finden sich fast textgleich auch in Löws Buch, das beansprucht, die Frage „Was war wirklich?“ (Klappentext) zu beantworten. In den ersten beiden Hauptteilen zeichnet Löw das Verhältnis von Christen und Juden im wilhelminischen Kaiserreich sowie die Sicht der Nationalsozialisten auf dieses Verhältnis nach, um im dritten Teil die katholische Kirche und die katholischen Christen kollektiv von jeder Mitverantwortung an den Verbrechen des Nationalsozialismus freizusprechen. Insbesondere die Zeit im Kaiserreich Wilhelms II. beschreibt Löw als friedliche Koexistenz. Der eigentliche Antisemitismus sei erst mit der Weimarer Republik entstanden und eine für Löw verständliche Reaktion: „Offenkundig für Jedermann die enorme Beteiligung von Juden an den von der Bevölkerungsmehrheit verhassten Revolutionen in Rußland, in Bayern, in Ungarn“ (24). Es folgt die Aufzählung jüdischer Beteiligter an revolutionären Akten in eben den genannten Ländern, wie auch Martin Hohmann sie vorgenommen hat. Dann folgt Löw noch einer anderen Logik. Weil die NS-Elite (Hitler, Rosenberg, Goebbels, Himmler und Bormann, 101-142), ihre eigene Katholizität zugunsten des Nationalsozialismus aufgab, könne entsprechend die